

)achterhand
new voices

ISABELLA HAMMAD
ENTER GHOST

ROMAN

Luchterhand

Für meine Eltern

Ich rechnete damit, am Flughafen befragt zu werden, und so kam es auch. Zu meiner Überraschung ging es relativ flott. Eine junge blonde Beamtin und ein älterer dunkelhaariger Beamter durchleuchteten in einem extra Raum mein Leben. Sie wollten vor allem wissen, ob ich hier Familie hatte, und ich wiederholte vier Mal, meine Schwester lebe hier, ich selbst sei seit elf Jahren nicht mehr da gewesen. Warum nicht?, fragten sie mehrmals. Ich wusste keine Antwort. Kurioserweise waren sie nicht nur einmal kurz davor, mich auf meine Bürgerrechte hinzuweisen. Natürlich wollten sie mich dadurch aus dem Konzept bringen. Wieso wurde Ihre Schwester eingebürgert, Sie aber nicht? Sie war zur rechten Zeit am rechten Ort, ich zuckte die Schultern. Ich wollte meine Mutter nicht mit hineinziehen. Sie öffneten mein Gepäck, blätterten in jedem Theaterstück, im Terminkalender mit den leeren Spalten für die Sommermonate, in beiden Romanen, einen hatte ich während des Flugs gelesen, und führten mich dann zwecks Leibesvisitation in einen anderen Raum. Muss das wirklich sein, fragte ich mit arrogantem Unterton, während eine weitere Beamtin den Detektor über meinen Körper führte, als könnte ich etwas unter der Haut versteckt haben. Den Trägern meines BHs und dem Slip, beides in weiser Voraussicht aufeinander abgestimmt, blaue Spitze, schenkte sie besondere Aufmerksamkeit, und als sie sich vor meinen Schritt

hockte, hätte ich fast lachen müssen. Ich zog mich an, erstaunt, wie sehr ich zitterte, und zehn Minuten später wurde ich zu einem Schalter beordert, wo mir ein hochgewachsener Typ, den ich zuvor nicht bemerkt hatte, meinen Reisepass mit den Worten zurückgab, ich dürfe das Land nun betreten. Willkommen in Israel.

Auf dem Weg durch den Sitzbereich erkannte ich Mitreisende wieder, zwei mürrische Araber und eine junge Frau westlichen Typs mit rot geschminkten Lippen. Sie warteten auf ihre Befragung und folgten mir mit ihren Blicken bis zur automatischen Tür, und als sich diese surrend auftat, sah ich auf mein Smartphone und stellte fest, dass es nur eine Stunde gedauert hatte. Ich musste mir noch zwei Stunden vertreiben, weil Haneen, meine Schwester, frühestens um halb sechs wieder in Haifa wäre. Ich stieg spontan in ein Taxi und bat den Fahrer, mich nach Akkon zu bringen. Besser, ich schaute mir erst mal etwas Schönes an.

Unterwegs flaute die Wirkung des Adrenalins ab, dafür holte mich der quälende Winter ein, den ich hinter mir hatte, und in dem dunklen Schatten, den er auf mich warf, betrachtete ich das vorbeiziehende Ackerland, die Hügel Galiläas. Haneen hatte ein ausgeprägteres Moralempfinden als ich, das wusste ich seit meiner Kindheit, und es hielt mich bis zuletzt, bis zum bitteren Ende davon ab, mich ihr anzuvertrauen. Ich trotzte ihr wie ein Kind, das den Eltern trotzt, zugleich aber deren Weisheit akzeptiert; ich hätte gern in ihrem Gästezimmer geschmollt, insgeheim froh darüber, von jemandem zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Vermutlich will ich bis heute nicht wahrhaben, dass ich nicht nur wegen Haneen angereist war. Nach andert-

halb Stunden tauchten die ersten Hinweisschilder nach Akkon auf, mein Herz schlug schneller, und dann fuhren wir von der Autobahn ab und hielten vor den Bogen der Altstadt. Ich bezahlte den Fahrer und zog meinen Koffer durch eine Gasse, blieb aber stehen, als ich den Himmel über der Hafenmauer glühen sah. Ich betrachtete das uralte Mauerwerk, das glitzernde Wasser. Die Eindrücke überrumpelten mich mit physischer Wucht, ebenso alte Erinnerungen, die sich meinen Sinnen eingeprägt hatten. Neben dem Pier hatte man ein paar rote Stühle und Tische aufgestellt. Ich ging zur Mauer, lehnte meinen Koffer dagegen und blieb dort eine Weile stehen. Die Sonne erhitze mein Gesicht, meine Hände. Ich begann, unter den Achseln zu schwitzen. Ich packte die Oberkante der Mauer und zog mich hinauf.

Gut dreizehn Meter unter mir brachen sich die Wellen schäumend vor der Befestigungsmauer. Rechts von mir, wo sie einen Bogen beschrieb, standen mehrere Jungs in einer Reihe. Die Hände in die Hüften gestemmt, ganz Ellbogen, verlagerten sie ihr Gewicht von einem Bein aufs andere, musterten einander, warteten. Zwei waren klein und mager, barfuß, ihre braunen Schulterblätter leuchteten in der Sonne. Die älteren Jungs trugen Sneaker, die dunkle Abdrücke auf dem Stein hinterließen, von den Säumen ihrer Shorts perlten Tropfen. Der erste Junge in der Reihe nahm Anlauf und sprang mit angezogenen Beinen von der Mauer. Er schien lange zu fallen, sein Körper öffnete sich. Dann klatschte er ins Wasser und war weg. Als er wieder auftauchte, applaudierten die anderen Jungen nicht etwa, sondern standen unbewegt da. Der Springer schüttelte seine Haare aus und schwamm zu den Felsen.

Ich stellte mir vor, von der Mauer zu springen: Meine dünne Baumwollhose blähte sich auf, während ich fiel. Ich konnte sowohl sehen als auch spüren, wie die Mauer meine Unterarme zerkratzte. Ich spreizte die Beine, wollte mich festhalten, zerschmetterte blutig auf den Felsen.

Die Jungen rotteten sich zusammen und redeten, sie beäugten mich verstohlen. In der Tiefe ertränkte das Wasser die Steine, die auf der Oberfläche langsam schwindende, schwarze Ringe hinterließen. In der Ferne durchschnitten Tanker die Wellen. Die Geräuschkulisse des Meeres beruhigte mich. Nach einer Weile stieg ich von der Mauer und hielt, den Koffer hinter mir herziehend, Ausschau nach einem neuen Taxi. Können Sie mich nach Haifa fahren? Aus irgendeinem Grund fragte ich auf Englisch. Vielleicht, weil ich sogar hier, in Akkon, nicht genau wusste, ob der Mann am Steuer Palästinenser war oder nicht, vielleicht auch, weil ich vor knapp zwei Stunden meine englische Identität hervorgekehrt hatte, um mir die Befragung zu erleichtern. Im Auto ballte sich die stickige Hitze des ermattenden Tages. Im Radio lief ein arabischer Song. Eine Schnur mit Kaurimuscheln hing am Rückspiegel.

»Wael Hejazi. Kennen Sie ihn?«, fragte der Fahrer.

»Nein. Ist er berühmt?«

Der Fahrer lachte. Er sang eine Weile mit. »Urlaub?«

»Ich besuche meine Schwester.«

»Jüdisch?«

Ich tat so, als hätte ich nichts gehört. Wahrscheinlich ahnte er, dass ich Araberin war, sonst hätte er sich nicht erkundigt. Der Tanz, den Fahrer und Fahrgäste aufführen, um Herkunft, Einstellung oder den Grad der Un-

wissenheit des anderen zu ergründen, war mir zuwider. Am Ziel, bevor das Kleingeld klimperte, würde sicher eine Geschichte von Verlust und politischer Entfremdung aus ihm herausplatzen. Ich sträubte mich dagegen, mich mit dieser Person gemeinzumachen. Ich legte eine Hand vor den Spalt, durch den die Luft fauchte, mir lag die Bitte auf der Zunge, er möge das Fenster weiter öffnen, aber wenn ich seine Sprache spräche, käme eines zum anderen, und ich hatte keine Lust, mit ihm zu quatschen – mit *Layth*, wie unter der rissigen Laminierung seiner Lizenz in lateinischen Buchstaben neben der hebräischen Schreibweise zu lesen war. Das Foto zeigte ihn in jungen Jahren, leise lächelnd, mit schwarzem Schnurrbart, der nun ergraut war, wie ich im Rückspiegel sah, sein Blick zuckte zwischen der Straße und mir hin und her.

»Darf ich das Fenster öffnen?«, fragte ich auf Englisch. Der Fahrtwind pff ins Taxi. An den Straßenrändern ragten Palmen auf. Pinienwälder. Leitungsmasten.

Die Idee zu einer Reise nach Haifa hatte ich im Januar in London gehabt. Haneen hatte uns über Weihnachten besucht, und als sie zu Beginn des neuen Jahres bei unserem Vater ihre Koffer die Treppe hinuntertrug, wurde mir bewusst, dass wir während der ganzen Zeit nicht richtig miteinander geredet hatten. Es begann zu regnen. Ich gab ihr meinen rosa Regenschirm und öffnete die Tür für sie, voller Schuldgefühle und in dem bedrückenden Gefühl, ihr nicht gestanden zu haben, wie sehr ich sie brauchte. Wir winkten ihrem Taxi hinterher, und dann vertraute ich mich meinem Vater an, jedenfalls zum Teil, ich wollte ihn nicht unnötig beunruhi-

gen. Warum besuchst du sie nicht in Haifa?, meinte er, der genauso lange nicht mehr dort gewesen war wie ich.

»Warum nicht wir beide?«, schlug ich vor. »Familienurlaub der Nasirs.«

»O nein, nein, nein«, entgegnete er, nahm seine Zeitung und verschwand in die Küche.

Am Vorabend seines siebzigsten Geburtstags war unser Vater endlich in den Ruhestand gegangen. Mit der Zeit gewöhnte er sich an den Alltag in unserem Haus in East Finchley. Ich musste quer durch die Stadt, um dorthin zu gelangen, also hatte ich beschlossen, bei ihm zu wohnen, während Haneen da war, damit wir die Feiertage unter einem Dach verbringen konnten. Im Oktober und November hatte ich in *Die Möwe* die Rolle der Arkadina gespielt, und als Haneen im Dezember, nach dem Ende der Spielzeit, eintraf, war ich noch überdreht. Ich hatte kaum Vorsprechen, sondern feierte Partys und schlich in den frühen Morgenstunden die Treppe hinauf, um in meinem einstigen Kinderzimmer zu schlafen. Der vorweihnachtliche Reigen der Theaterpartys interessierte mich eigentlich nicht, aber ich hatte eine Affäre mit Harold Marshall, dem Regisseur von *Die Möwe*, und er liebte es zu feiern. Ich berauschte mich einen Monat lang an der Heimlichtuerei, war mir seiner hünenhaften Erscheinung, seiner Bassstimme, seiner wild zurückstrudelnden, schwarzen Mähne sogar dann deutlich bewusst, wenn er ganz hinten in einem vollen Raum stand. Er war der Erste, der nach meiner Scheidung ernsthafte Gefühle in mir geweckt hatte, und obwohl es noch zu früh war, wirklich von Liebe zu sprechen, benutzte ich das Wort im Stillen. Noch war alles gut, aber ich ahnte, es

würde bald kippen, was ich allerdings geflissentlich verdrängte, und das wiederum trug dazu bei, meine Gefühle noch weiter anzuheizen.

Währenddessen füllte Haneen die Küche unseres Vaters mit Kartons, die sie vom Dachboden holte, sortierte den Müll aus, ordnete Fotos und Unterlagen in Ablageboxen, die Lesebrille ins Haar geschoben, das seit unserer letzten Begegnung noch grauer geworden war. Ich bahnte mir nach dem Aufstehen einen Weg durch das Chaos, um einen Kaffee aufzusetzen, und winkte ihr schlafmangelbenebelt einen guten Morgen. Wenn mein Vater das Chaos betrachtete, schlug er stets die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: »Ist doch sinnlos.« Haneen rüffelte ihn wie ein Kind, was ihn erstaunlicherweise nicht zu stören schien. Nachmittags spazierten sie über die Heath, und manchmal kam ich mit und lauschte ihren Gesprächen. Ich bildete mir ein, meine Rolle gut zu spielen. Wir feierten gemeinsam Silvester, stießen auf seinen Ruhestand an und sangen seine alten Lieblingslieder mit. Ein paar Tage später wuchstete Haneen sechs prallvolle schwarze Müllsäcke auf den Bürgersteig und fuhr zum Flughafen.

Ich packte meinen kleinen Koffer für die Heimfahrt quer durch die Stadt und verabschiedete mich von meinem Vater. Er sah mich über seine Brille hinweg an.

»Du warst nicht wirklich bei dir«, sagte er.

Regen prasselte aufs Dach der Küche. Ich hätte am liebsten alles abgestritten. Dann sah ich seine spöttisch gekräuselten Lippen im weißen Bart und sagte, ja, ich wisse in etwa, was er meine.

Einige Monate später ging meine Beziehung mit Harold in die Brüche, und ich schlug Haneen vor, sie be-

suchen zu kommen. Ich konnte nicht sofort aus London abreisen, weil ich jeden Mittwochabend Schauspielunterricht gab und donnerstags Bewegung unterrichtete, neben dem Werbespot, den ich ein paar Jahre zuvor gedreht hatte, meine Haupteinnahmequellen. Ich buchte einen Flug für den Juni, nach Semesterende. Eine tröstliche Aussicht.

»Du bist richtig braun«, sagte Haneen zwischen den Küssen.

»Das liegt wohl am Licht hier.«

Durch ihr Apartment zog die abendliche Dämmerung, auf einer Seite boten deckenhohe Fenster einen Blick auf viele Bäume. In der Küche hing eine Lampe mit starker Glühbirne und farbigem Schirm, die ein komplexes Licht auf den Fußboden warf. »Mehr Gepäck hast du nicht?«

Sie deponierte meinen Koffer in einem anderen Raum, danach füllte sie den Wasserkessel. Die Küche war makellos: keine Kühlschrankschrankmagneten, keine herumliegenden Briefumschläge. Nicht mal eine Zeitung.

»Wie war's am Flughafen?«

»Ich wurde gut eine Stunde befragt.«

»Glück gehabt. Dann musstest du aber auf mich warten. Warum hast du nicht angerufen?«

»Ich war in Akkon.«

»Wie schön. Was macht Dad? Hier, falls du Hunger hast.« Sie stellte mir eine Schale mit Früchten hin. Der farbige Lampenschirm zauberte einen roten Schnurrbart auf ihre Oberlippe.

»Geht ihm prima. Er schwimmt viel.«

»Wir rufen ihn gleich mal an. Und sonst? Was macht die Arbeit?«

»Mühsame Saison.«

»Verstehe. Verstehe.« Die Glühlampe summte in der Stille. »Ich freue mich, dass du da bist, wirklich. Sag noch mal ... wie lange willst du bleiben?«

»Ein paar Wochen, dachte ich. Aber wenn es dir zu eng wird, kann ich jederzeit ...«

»Nein, nein, bleib, solange du magst. Ich bin sowieso nicht immer da. Manchmal übernachtete ich in Tel Aviv, zumal nach den Fakultätssitzungen.«

»Okay.«

»Du kannst beliebig lange hier wohnen, ehrlich.«

Der Wasserkessel schaltete sich klackend ab, die Kacheln beschlugen. Ich betrachtete sie. Irgendwas stimmte nicht. Sie hob ihre Brille an, drückte mit Daumen und Zeigefinger die Augen in die Höhlen. Ungewöhnlich für eine Frau, die Mascara aufgelegt hatte. Ich lehnte mich mit den Ellbogen auf den Küchentresen und versuchte, zugewandt zu wirken.

»Wie läuft's an der Uni?«, fragte ich.

»Ehrlich gesagt, es ist eine Qual. Ich habe immer öfter das Gefühl, einem Beschuss ausweichen zu müssen. Ich weiß nicht, wie ich mich ... wie ich *sein* soll. Ich erwäge, nach England zu gehen.«

»Was?«

Sie strich über ihr Smartphone und tippte darauf herum, legte es dann zwischen uns.

»Tu das besser nicht«, sagte ich. »England ist schrecklich.«

»Hi, Baba!« Sie suchte meinen Blick, doch ihr Lächeln galt unserem Vater.

»Hi!«, ertönte die leicht verspätete Antwort.

»Hi, Baba, hier ist Sonia.«

»*Habibti, al-hamdillah asalamtik*. Wie geht's dir? Warst du schon beim Haus?«

»Noch nicht.« Ich lachte. »Ich bin gerade eingetroffen.«

»Und? Haben sie dich hart rangenommen?«

»Es ging. Tut gut, in Haneens schöner Wohnung zu sein! Tolle Aussicht. Ich werde ganz nostalgisch. Und du, wie sieht's bei dir aus?«

»Mach bitte ein paar Fotos und Videos. Mir geht's gut, mir geht's gut. Ich schaue gerade einen Film über Vietnam.«

»Wie ich höre, schwimmst du viel«, sagte Haneen.

»Ja.«

»Kraulen ist besser als Brustschwimmen, achte auf deinen Rücken.«

»Aber ja, Haneen, aber ja.«

»Wir rufen dich morgen wieder an, Baba.«

»Bye. Bye, mein Leben. Bye, Sonia, meine Liebste.«

An diesem Abend schlief ich schlecht ein. Im Dämmerzustand dachte ich an das Haus unserer Großeltern. Ich stellte mir vor, die Treppe hinaufzugehen, was die Erinnerung an den Duft überreifer Früchte weckte, der durch die Fenster kam. Trotz des väterlichen Verbots lief ich im Garten barfuß, sodass man die abgefallenen Pflaumen, in die ich getreten war, hinterher mit einer Nagelbürste von meinen Fußsohlen schrubben musste. Ich stehe mit wunder Haut, aber sauber auf den nassen Badezimmerfliesen, dann unter der alten Dusche, rubbele mich anschließend mit einem der blauen Badehandtücher trocken, die jährlich kleiner zu werden scheinen, bis es unschicklich wird, darin eingehüllt in den Flur zu treten, ich sehe die Fensterbogen, spüre die

vom Hafen kommende Brise. Die Hitze ist groß, und ich lese, auf dem Bett, auf dem Sofa, auf dem Fußboden liegend. In unserem gemeinsamen Zimmer steht Haneens Bett hinten vor der Wand, meines neben der Tür. Wenn ich früh erwachte, saß mein Großvater oft unten am Fenster und las in einem großen Buch mit winziger Schrift. Ihre Intelligenz, hieß es immer, habe Haneen von Jiddo geerbt.

Meine eindringlichsten Erinnerungen an Haifa galten aber weder Dingen noch Ereignissen, sondern bestimmten Gefühlen sowie den Tagträumen, auf die ich mich jedes Mal freute, wenn wir die Picknicksachen packten und zum Strand fuhren. Ich aalte mich auf einem Handtuch, hörte Musik mit dem Walkman und stellte mir vor, in dieser öden und brutalen Welt ein aufregendes Leben zu führen. Während der Pubertät beäugte ich die israelischen Jungs, die sich am Wasser herumtrieben, und schwelgte in wirren wollüstigen Fantasien. Ihre muskulösen und geschmeidigen Silhouetten zeichneten sich auf meinen geschlossenen Augenlidern ab wie Flecke, die die grelle Sonne hinterließ. Ich verglich sie mit unserem Cousin Issa und dessen Freund Yusef, beide krumm und unsportlich.

Ich erwachte spät, die Sonne im Gesicht. Es gab weder Vorhänge noch Jalousien, aber ich hatte verschlafen, es ging auf Viertel vor zwölf. Ich schlurfte in Hotelslippers, die Haneen vor die Tür gestellt hatte, zur Küche. Das Wohnzimmer war hell, durch die Fenster sah man die Bäume, dahinter den Industriehafen, das Wasser. Nach dem langen Schlaf war ich benebelt.

»Morgen«, sagte meine Schwester. Sie saß auf dem Sofa, den Laptop auf einem Knie, auf dem anderen

einen Papierstapel. »Wir haben Theaterkarten für heute Abend. Mariam hat zwei übrig. Erinnerst du dich an Mariam?«

»Für welches Stück?«

»*Al-Moharrij*. Der Hofnarr. Schon davon gehört?«

»Mit arabischem Theater kenne ich mich nicht aus.«

»Das Stück soll berühmt sein.«

Was sollte ich sagen? Ich war da, um dem Theater zu entkommen. Haneen sah auf den Bildschirm. Ich schenkte mir kalten Kaffee ein und erwog, ihn in der Mikrowelle aufzuwärmen.

Wie bei Schauspielern üblich, war meine Karriere ein ständiges Auf und Ab. In meiner Gruppe an der Schauspielschule war ich eine von zwei Frauen, die für die Rolle der Naiven infrage kamen, und obwohl ich mit einem Meter siebzig zu den Größten gehörte, hieß es, dank meines ungewöhnlichen Aussehens sei ich durchaus vermarktbare. Derlei Beurteilungen haben zur Folge, dass junge Frauen ihre Züge genau unter die Lupe nehmen. In meinem Fall: lange asymmetrische Nase, Schmollmund, schwere Augenlider, lockige Haare von einem dunklen Kastanienbraun, die Spitzen von der Sonne ausgebleicht. Mein Profil war nicht unbedingt gefällig, mein Lehrer stufte es als »markant« ein. Der Zahn der Zeit milderte es ein wenig, und dafür war ich dankbar, befürchtete aber, keine Charakterrollen mehr zu bekommen. Das Theater ist grausam zu Schauspielerinnen und Schauspielern, egal wie blendend man aussieht.

Die Vorsprechen waren eine Sucht, wenn auch eine quälende, sie brachten zig Enttäuschungen mit sich, ich durfte ständig miterleben, wie andere fantastische Rol-

len erhielten, sei es durch Zufall oder mit Glück. Direkt nach dem Abschluss staubte ich einen Fernsehjob ab, meine Zwanziger verbrachte ich überwiegend bei einem Londoner Theaterensemble, spielte Shakespeare, Ayckbourn und Stoppard, ich akzeptierte Rollen in Krimiserien, sprach unermüdlich im Westend vor und wurde ab und zu besetzt, nahm des Geldes und der Sichtbarkeit wegen abermals kleinere Fernsehrollen an. Ich trat für einen Performancekünstler namens Nile Banks auf, der eine Reihe von Walk-Through-Installationen in oder vor Galerien in London und Manchester schuf. Ich spielte die Rolle einer jemenitischen Spionin in einer Fernsehserie, ein andermal trat ich als arabischsprachige Person in einer Doku über Sykes-Picot auf, aber Rollen als Araberin waren dünn gesät, und wenn sich eine bot, wurde oft eine Kandidatin mit schwarzen Haaren vorgezogen, egal ob sie das R zu rollen verstand oder nicht. Als ich schließlich die Rolle in *Die Möwe* erhielt, war ich seit beinahe zwei Jahrzehnten im Geschäft. Ich hatte meine Highlights. *Der nackte Wahnsinn* in den Trafalgar Studios, eine RSC-Inszenierung von *Gefährliche Liebschaften*; im Royal Court spielte ich die Fanny in *Mansfield Park*. Alles vorübergehend, nicht von Dauer. Die meisten meiner Freundinnen hatten sich komplett umorientiert, sie standen nicht mehr auf der Bühne, sondern hinter der Kamera oder betreuten Skripts. Sie hatten kleine Kinder, wurden Lehrerin, Hausfrau. Eine entschied sich, Rechtsanwältin beim Obergericht zu werden. Von den Frauen, mit denen ich mich an Uni und Schauspielschule und bei ersten Inszenierungen angefreundet hatte, blieben nur zwei ihrem Beruf treu: Eine war halbwegs berühmt, jedenfalls kannte man ihr Gesicht, wenn auch

nicht ihren Namen; die andere spielte regelmäßig für die RSC. Weder war ich berühmt noch hatte ich ein festes, prestigeträchtiges Engagement, und trotzdem blieb ich dran – angetrieben wodurch? Eitelkeit? Ein überzogenes Selbstvertrauen, das ich der Angst verdankte, wirklich aufzugeben? Ich hatte mit Mitte zwanzig aufgehört, den Sommer in Haifa zu verbringen, weil ich befürchtete, meine Chancen zu verringern, wenn ich dem Kosmos des englischen Theaters zu lange fernblieb. Außerdem lernte ich Marco kennen, und das gemeinsame Leben, das ich mit ihm begann, half mir, Palästina zu vergessen. Haneen engagierte sich stellvertretend für mich, für uns alle, ich musste also nicht vor Ort sein. Außerdem hielt die zweite Intifada an, und nachdem Jiddo und Teta gestorben waren, gab es für mich keinen triftigen Grund mehr, nach Haifa zu reisen, obendrein machte sich Han oft genug auf den Weg zu uns. Während der folgenden zehn Jahre scheiterte meine Ehe, stolperte ich weiter, ohne Tritt zu fassen, sprach immer wieder vor und erhielt gelegentlich Rollen, wenn auch seltener und in größeren Abständen. Als ich für *Die Möwe* vorsprach, waren meine Erwartungen so gering, dass ich die Worte mit einem wissenden Blick direkt an den Regisseur richtete. Harold Marshall galt als angesagt und aufstrebend, obwohl er schon länger im Geschäft war. Als ich mich zum Gehen wandte, sah ich, wie seine Augenbraue zuckte, und am nächsten Tag rief er an, um mir mitzuteilen, ich hätte die Rolle.

Dieses Stück weckte eine neue, fast schon beängstigende Spielfreude in mir, dazu kam die ganz besondere Energie, die während der letzten drei Probenwochen im dreizehnköpfigen Ensemble entstand, dem wundersa-

merweise kein Egoist angehörte; diese Energie schien auf den Regisseur überzuspringen, für uns der Urheber des Stücks. Als man in den Kritiken ausgerechnet mich hervorhob, wurde ich nervös, weil ich glaubte, das Vertrauen der anderen enttäuscht zu haben – und war gerührt, als mich tags darauf hinter der Bühne alle anlächelten. Mein Vater, nicht gerade ein überbordender Mensch, strahlte mich an und rief: »Eine sehr *empfindliche* Darstellung«, und Harold meinte, ich sei ideal für die Gertrude in seiner *Hamlet*-Inszenierung am National, ein entscheidender Schritt in seiner Karriere.

Ich duschte, zog mich an, sah nach meinen E-Mails. Ich las einige Seiten, kochte Nudeln, rief unsere Mutter an. Als mein Akku alle war, ließ ich das Handy schwarz und leblos auf dem Sofa liegen. Durch das Fenster aufs Meer schauend, ein schmaler Streifen beruhigenden Blaus, spürte ich meine Internetsucht, den Drang zu klicken und zu scrollen, es war ein Jucken wie nach einem Insektenstich. Ich ließ mich im Schneidersitz auf dem Fußboden nieder und machte eine Atemübung, danach meditierte ich zwanzig Minuten. Haneen schien mich beobachtet zu haben, denn als ich mich wieder regte, hörte ich einen Radiosprecher mit britischem Akzent, BBC: *Im Stadtzentrum von Torre Annunziata, nahe Neapel, ist heute ein fünfstöckiges Apartmenthaus eingestürzt, fünf oder sechs Personen sind zwischen den Trümmern gefangen.* Haneen begann, die Flächen rund um die Spüle zu putzen, anschließend fegte sie.

Als die Sonnenseite des Apartments in einem spätnachmittäglichen Schatten lag, meldete sich der Summer.

»Ich glaube, das ist sie«, rief Haneen aus einem Neben-
zimmer.

»Wer?«

»Mariam.«

»Ah ja.«

»Lässt du sie rein?«

»Ehrlich gesagt, bin ich ziemlich müde, Han«, sagte ich, als ich auf den Knopf drückte.

Meine Schwester kam ins Zimmer, sie zog sich ein T-Shirt über den Kopf. »Du musst nicht mitkommen, ist ja kein Zwang. Hättest du aber früher sagen können.«

»Entschuldige.«

Sie öffnete die Tür. »Hallo-ho.«

Über der Schulter meiner Schwester konnte ich einen dichten, dunklen Lockenkopf sehen.

»Hi, Habibti.«

»Hi, hi, hi. Erinnerst du dich an Sonia?«

Mariam schlenderte herein. Sie trug ein langes, ärmelloses blaues Kleid und Stiefeletten, die sie abstreifte, bevor sie sich an den Tresen setzte. Ich sah noch das pummelige Mädchen vor mir, das im Badeanzug über den Strand lief.

»Wir sind uns als Kinder begegnet«, sagte ich. »Mansour.«

»Ja, ich weiß noch. Du warst oft hier.«

»Jeden Sommer.«

»Schön, dass du mal wieder da bist.«

»Danke.«

»Tee?«, fragte Haneen.

»Gern«, sagte Mariam und fragte dann auf Englisch: »Bist du gerade gelandet?« Sie sprach langsam

und dehnte die Vokale auf amerikanische Art, vielleicht hatte sie eine internationale Schule besucht.

»Gestern.« Wie als Reaktion klangen meine Vokale kantig.

Diese Frau war etwa sechs Jahre jünger als ich. Die Mansours hatten mit unseren Großeltern in einer Straße gewohnt, manchmal fuhren mehrere Familien abends zum Strand, um dort gemeinsam zu grillen. Mariam, das hatte ich noch in Erinnerung, hatte als Kind gern herumkommandiert und uns ständig damit genervt, spielen zu wollen. Mit dem Alter gleicht sich alles an, ein Altersunterschied von sechs Jahren bedeutete schlicht, dass sie Anfang dreißig war, ich Ende dreißig.

»*Al-hamdillah as-salameh*«, sagte sie. »Du bist sicher müde.«

»Sonia war seit der zweiten Intifada nicht mehr hier«, sagte meine Schwester.

»Du machst Witze.« Mariam starrte mich an.

»Bitte sehr.« Haneen stellte drei türkisgrüne Becher hin. »Wie läuft's bei dir?«

»Ganz gut, nicht schlecht. Unser Casting ist fast abgeschlossen. Die Bewilligung der Fördermittel zieht sich in die Länge, wegen ... du weißt schon.« Sie pustete aus und lächelte gequält, ich schien sie zu hemmen. Vermutlich wollte sie mich nicht mit Details langweilen; später kam mir der Gedanke, dass sie nicht gewusst hatte, ob sie mir vertrauen konnte.

»Mariam will im Westjordanland *Hamlet* inszenieren«, sagte Haneen.

Ich lachte. »Echt jetzt?«

»Haneen sagt, du arbeitest am Theater.«

»Ich bin Schauspielerin. Manchmal auch fürs Fernsehen.«

»Ich führe Regie.«

»Theater?«

»Hm-hm.«

Langes Schweigen. Ich verdrehte innerlich die Augen. Mariam nippte blinzeln am Tee.

»Schon mal erwogen, in Palästina zu spielen?«

»Noch nie, nein.«

»Solltest du aber.« Sie schwieg kurz. »Ätzend, dass alle begabten Menschen auswandern.«

»Du kannst nicht wissen, ob ich begabt bin.«

»Darf ich dich was fragen? Was magst du an der Schauspielerei?«

Ich lachte wieder, nun lauter. Mariam wartete ungerührt auf eine Antwort. Sogar Haneen sah mich interessiert an. Ich spürte die Hitze von Mariams Ernsthaftigkeit wie einen Sonnenstrahl auf dem Gesicht. Sie nervte. Gleichzeitig fand ich sie sympathisch. Als sie den Becher umschloss, fielen mir ihre großen Hände und beweglichen Daumen auf. Mein Widerwille flaute ab, und ich dachte an Arkadina. Ich dachte an das Gefühl, das mir während der Proben durch Mark und Bein gegangen war, eine Seltenheit.

»Ich stehe seit zwanzig Jahren auf der Bühne«, sagte ich.

Mariam sah mich an. Sie würde auf eine vollständige Antwort warten. Ich hatte keine Verbindung zu dieser Frau; es gab keinen Anlass, ihr aufrichtig zu antworten. Tatsächlich hatte es in meinem Leben Phasen gegeben, in denen ich meinte, durch meine Arbeit gerettet zu werden, Momente, in denen sie das rein Handwerkliche

transzendiert und – fast peinlich, das zu gestehen – eine seelische Dimension gestreift hatte. Schwer zu sagen, was mir an der Schauspielerei *gefiel*. Andererseits war manchmal etwas wie Sinnhaftigkeit aufgeblitzt, was wohl dazu beigetragen hatte, mich bei der Stange zu halten. Natürlich konnte ich das nicht offen zugeben, obwohl sie vermutlich genau das erwartete. Sie schien eine amerikanische Leichtigkeit im Umgang mit Herzensangelegenheiten zu haben. Vielleicht auch jene schauspielerische Unbekümmertheit, die mir irgendwann abhandengekommen war.

»Ich mache das nicht, weil es mir gefällt«, sagte ich, »sondern weil es mein Job ist. Haneen, könnte ich ein Glas Wasser bekommen?«

Meine Schwester hielt einen Finger unter den Hahn, das Geräusch des strömenden Wassers durchtrennte den Gesprächsfaden.

»Wieso warst du seit der Intifada nicht mehr hier?«, fragte Mariam.

»Man wird ständig verhört in diesem Land. Außerdem ist es nicht einfach, länger zu verreisen, wenn man berufstätig ist. Nicht jeder kann sich einen Urlaub leisten.«

»Stimmt.« Sie schenkte mir ein wissendes Lächeln.

Haneen lachte leise. Hätte ich mich in einen schwarzen Wind verwandeln können, dann wäre ich durch die Küche gefegt und hätte meine Schwester an den Tresen genagelt. Sie reichte mir das Glas. Wieder ein kurzes Schweigen. Vielleicht war ich zu bissig gewesen. Mariam nippte am Tee, den Blick auf die dunklen Fenster gerichtet, in denen wir uns verschwommen spiegelten, drei Frauen unter einer Lampe am Tresen.

»Mariam ist gerade aus Amerika zurück«, erzählte Haneen.

»Hast du dort gearbeitet?«

»Habe ich. Aber ich habe auch unterrichtet. Ich bin immer mal wieder dort, wenn auch nie übermäßig lange.«

Ich blinzelte. »Wir sind hier nicht geboren worden, weißt du?«

»Bitte?«

»Für uns ist es genau genommen kein Zurückkommen. Wir waren nur in den Ferien hier, um unsere Familie zu besuchen.«

Zuckte Haneen zusammen, oder bildete ich mir das ein?

»Ich wollte dich nicht angreifen«, erwiderte Mariam. »Wie gesagt: Schön, dass du wieder da bist.«

Nach diesem Gespräch konnte ich mir den Abend unmöglich allein vertreiben, während die beiden im Theater waren. Meine Erschöpfung war wie weggeblasen: Ich war herausgefordert worden und hatte mich gut geschlagen. Denkbar auch – so sehe ich es rückblickend, damals war es mir nicht bewusst –, dass ich mich noch etwas länger in Mariams Aufmerksamkeit sonnen wollte.

In ihrem Auto roch es schal wie nach alten Kekskrümeln, und als ich auf dem Beifahrersitz Platz nahm, fragte ich mich, ob sie Kinder hatte. Während sie schaltete, betrachtete ich ihre weichen Oberarme und kräftigen, sehnigen Handgelenke. Wir sausten bergab, nach einer Biegung ging es wieder bergauf. Ich hatte vergessen, wie dicht gedrängt diese Stadt war, man hatte so wild drauflosgebaut, dass die Straße nun im Zickzack über die Hügel führte.

Der Name des Theaters, AL-NAHDA, stand in weißer Schrift auf Arabisch, Englisch und Hebräisch auf dem Vordach. Draußen warteten viele jüngere Leute in Leggings und Birkenstocksandalen und rauchten. Im Zuschauersaal, einem kleinen schwarzen Kubus mit ansteigenden Sitzreihen, nahmen wir unsere Plätze ein. Weder Vorhang noch Bühnenbild. Auf der linken Seite der Bühne war die Markise eines Cafés zu sehen, zwei Stühle mit geflochtenen Rückenlehnen, ein Tisch mit einer Kaffeetasse darauf. Der Hintergrund zeigte einen Himmel mit Wolken.

Die Reihen füllten sich allmählich, das Licht wurde gedimmt. Die Bühnenbeleuchtung ging an, ein Hahn schrie. Leise Klänge von Trommeln und Becken, unverständlicher Gesang, der sich langsam steigerte. Die Geräusche erstarben, als zwei Männer mit Kopftuch und Lederstiefeln ein Auto auf die Bühne zogen, das oben mit Möbeln beladen war. Ein Vorderreifen verlor zischend Luft; die Fahrertür ging auf, und ein Mann sprang heraus, ein Mikro in der Hand, an dem ein kurzer Draht hing.

»O großherzige Kunden, o großherziges Publikum!«

Aus den Flügeln und aus dem Saal tauchten weitere Darsteller auf, viele in Pyjama oder Bademantel, einer im Anzug, mehrere hatten Essbares, Tassen und Untertassen dabei.

»Friede sei mit euch!«, antworten sie versetzt.

»Und mit euch«, erwiderte der Mann mit dem Mikro.

»Guten Morgen!«, rief ein Mann im Pyjama und schwenkte ein Stück Brot.

»Auch euch einen guten Morgen. Das Theater ist geblieben ...«

»Ein bisschen früh für die Kunst, stimmt's?«, sagte ein anderer. Er ließ einen Stapel von Notizbüchern auf den Cafétisch fallen und setzte sich.

»Was möchtest du denn so früh am Morgen?«, fragte der Mann mit dem Mikro. »Bohnen in Öl? Hummus mit Zwiebeln?«

»So dumm«, brummte ein anderer Schauspieler und knallte einen Stuhl vor dem Auto auf den Boden.

»So zurückgeblieben«, ergänzte der Mikro-Mann. Er wandte sich wieder an das »Publikum«, das hinten auf der Bühne saß oder hockte oder sich aneinanderlehnte. Eine gute Energie, präzise getaktet. Der Mikro-Mann kündigte eine Aufführung von *Othello* an.

»Brüder und Mitbürger ... da wir im Zeitalter der Geschwindigkeit leben und Zeit Geld ist ...«

Jemand schnarchte laut. Ein anderer zog lange und blubbernd an einer Wasserpfeife.

»Da unsere Zeit nun einmal Gold ist, werden wir nicht das gesamte Stück aufführen. Stattdessen begnügen wir uns mit einem Akt, dem Akt, der von Eifersucht handelt.«

Spotlight auf den ersten Schauspieler. Laut Programm war dies der titelgebende Narr. Er richtete sich auf, zappelte, setzte sich dann so steif in Bewegung, als hätte er keine Gelenke.

»O Nacht! O Tag!«, sagte er. »O Nachmittag, o Abend! Bezeugt die Liebe, die ich für Didimona im Busen trage! Lasst die Trennung von ihr erträglich sein, während ich in die Schlacht ziehe. Cassio, Cassio!«

Cassio bezichtigte »Didimona« schon bald der Untreue und zog ein Schnupftuch aus der Brusttasche. »Hier der Beweis.«

über die Bühne schritt und eine Hand schwenkte, »dieser mutige marokkanische Held, damit beschäftigt, sich auf den Krieg vorzubereiten, den Kampf gegen den Kolonialismus. Den Feinden dieser Nation fiel nichts Besseres ein, um ihn von der Erfüllung seiner Pflicht abzuhalten, als der billige Trick, ihm Eifersucht zu unterstellen. Seht diesen mutigen marokkanischen Ritter ...« Er zeigte wieder auf den Narren, offenbar Othello, der einen schlaffen Körper von der Bühne schleppte. Er klagte lautstark. »Seht, wie aus einem tapferen Anführer, den der Tod nicht schreckte, ein absolut hilfloses menschliches Wrack wurde.«

»Lang lebe der heldenhafte Kampf des marokkanischen Volkes!«, schrie jemand.

»Doch wer, meine Brüder, ist für das schmerzhafteste Schicksal verantwortlich, das diesen mutigen marokkanischen Helden ereilte?«

»Shakespeare!«

»Ja, meine Brüder«, sagte der Mikro-Mann, indem er sich herumschwang und in sein Mikro sprach wie ein Talkshow-Host. »Shakespeare. Er ist verantwortlich für die Tragödie des unsterblichen arabischen Helden Othello. Und doch müssen wir uns fragen, wer steht hinter Shakespeare? Welche Schutzmacht steht stützend hinter ihm?«

»Großbritannien!«, rief ein anderer aus dem Publikum.

Die neben Haneen sitzende Mariam lachte.

»Nieder mit Großbritannien! Nieder, nieder, nieder!«

»Jawohl, Großbritannien, meine Brüder«, sagte der Mikro-Mann, er klang fast müde. »Aber wir müssen uns fragen, welche Macht steht hinter Großbritannien?«

»Amerika! Amerika!«

»*La ilaha illa Allah*«, riefen mehrere Zuhörer auf der Bühne. Der im Gang sitzende Junge stand auf, pfiff und applaudierte.

»Jawohl. Amerika, meine Brüder«, sagte der Mikro-Mann. »Atomwaffenbasen und Phantom-Kampffjets.«

»Nieder mit der NATO!«, schrie jemand.

Eine Pause gab es nicht. Ich verlagerte mein Gewicht auf dem Plastiksitz, weil meine linke Pobacke ertaubte. Gegen Ende des ersten Akts wurde der Othello-Schauspieler mitten in einer absurden Darstellung des arabischen Gründers des muslimischen Spaniens, Abd al-Rahman alias »der Falke« von Quarish, durch ein Telefon unterbrochen, das abseits der Bühne klingelte. Irgendjemand tauchte mit einem iPhone aus einem Flügel auf und sagte, der Falke wünsche den Narren zu sprechen.

Gegen Ende des zweiten Akts verblasste der Zorn des Falken – ein schlanker, bärtiger Mann mit Turban – hinter seiner Bewunderung für das Handy, die Ohrhörer, das Auto und die Schuhe des Narren, und bei der Nachricht, sein Herrschaftsgebiet sei vom achten Jahrhundert an immer weiter geschrumpft, beschloss er, die arabische Welt zu retten und Palästina zu befreien. Im dritten und letzten Akt wurde der Falke von der jordanischen Grenzpolizei festgesetzt, weil er keinen Pass hatte.

Mir schien, nur der erste Akt war gründlich geprobt worden. Im weiteren Verlauf des Stücks ließ die Energie nach, die Darsteller schienen nicht zu wissen, ob die politischen Parolen ernst oder satirisch gemeint waren, was eine gewisse Plumpheit zur Folge hatte. Spätes-

tens im dritten Akt musste das echte Publikum wiederholt lachen. Ich war plötzlich hundemüde, und in der Annahme, allen anderen müsse es genauso ergehen, begann ich, die Schauspieler zu bemitleiden. Als der nicht vorhandene Vorhang fiel, spendete das Publikum dennoch stehende Ovationen. Haneen und ich standen gleichzeitig auf, die Programme in der Hand. Ich tippte mit den Fingerspitzen auf den Handballen meiner linken Hand und sah mich um. Die Lichter gingen an. Zu meiner Überraschung strömte das Publikum auf die Bühne, und bald war alles vom dumpfen Brausen der Gespräche erfüllt. Mariam führte uns anmutigen Schrittes in ein Meer aus wirbelnden Armen.

»Das ist Sonia«, sagte sie.

Ich stand vor einem Mann, der mir bekannt vorkam, aber erst als er meine kalte Hand mit seiner verschwitzten Hand ergriff und schüttelte und Mariam sagte: »Fantastische Performance, Bashir«, erkannte ich den Hauptdarsteller wieder, den Narren, der Othello gespielt und dann den Falken beleidigt hatte. Aus der Nähe wirkte er kleiner und schmaler, tatsächlich wurde er von Mariam überragt. Bashir sagte lächelnd: »Freut mich«, dann wandte er sich ab und schrie auf, als ihn der Cafébesitzer spielerisch knuffte.

»Sie gehen alle in eine Bar«, sagte Mariam. »Aber vielleicht willst du lieber nach Hause?«

»Hm«, sagte ich, »ja, ich fürchte, ich muss die Bar heute ausfallen lassen.«

»Ich fahre dich. Zuvor würde ich dich aber gern noch jemand anderem vorstellen.«

Mariam glitt vor uns durch die Menge. Vor der ersten Sitzreihe stand ein junger Mann, der nicht mitgespielt

hatte. Er wirkte gepflegt und sah auf jungenhafte Art gut aus; oben trug er die Haare lang, an den Seiten kurz. Er hatte sehr weiße Zähne.

»Das ist Wael«, sagte Mariam. »Er wird den Hamlet spielen. Er ist mein Cousin.«

Wael reagierte auf diese Vorstellung, bevor ich den Mund aufbekam. »Freut mich sehr«, sagte er zu mir. Er war wie aus dem Ei gepellt, dazu seine Frisur, die hohen Wangenknochen, die prominente griechische Nase. Zugleich wirkte sein Gesicht unfertig, das Kinn mit dem Schatten eines Stoppelbarts floh abrupt nach hinten.

»Das ist Sonia, die Schwester meiner Freundin Haneen – du kennst Haneen noch, oder?«

»Aber klar, hallo, Haneen, wie geht's?«

»Sonia ist Schauspielerin.«

»Super, super.« Wael verschränkte die Arme vor der Brust und lächelte starr. Ein lautes Schweigen trat ein.

»Fahren wir?«, fragte ich.

»Okay. Yalla«, sagte Mariam und band ihren Schal um. Sie wirkte enttäuscht. »Sind wir so weit?«

Im Dunkeln auf dem Rücksitz holte mich die Erschöpfung ein. Ich schloss die Augen, öffnete sie. Es regnete. Der Motor brummte, die Reifen rauschten, ein fernes Hupen. Ich sah zum Armaturenbrett, grüne Ziffern zeigten 15:17, unmöglich, es musste auf Mitternacht zugehen. Ich hatte keine Uhr, und mein Handy lag noch mausetot in der Wohnung. Mein Zeitgefühl war aus dem Takt. Mein gestriger Besuch in Akkon und der Blick aufs Meer schienen Wochen zurückzuliegen.

»Jeder kennt jeden«, sagte Mariam. »Das ist hier das Problem.« Ihre Hand glitt mit dem Lenkrad nach unten, als wir auf die Hauptstraße abbogen. Die Hand hob

sich, wurde vor dem Hintergrund der leuchtenden Anzeigen zur zuckenden Schattenpuppe, glitt dann wieder nach unten, um zu schalten, es ging bergauf. »Hier gibt es keine etablierte Kritik, nichts, was Qualität gewährleisten würde. Verstehst du?« Sie sah mich im Spiegel an. »Ich schaue mir dein Stück an. Du meines. Er spielt unter meiner Regie, ich unter seiner. Alle glücken zusammen, hängen in denselben Cafés ab. Irgendwie schön, man weiß, es ist eine nette Truppe befreundeter Leute. Nur erschafft man so nicht unbedingt große Kunst. Außer man geht im Ausland auf Tournee oder so.«

Sie wollte, dass ich zustimmte. Oder sie distanzierte sich von der künstlerisch mangelhaften Arbeit, um zu betonen, dass sie den Ehrgeiz hatte, große Kunst zu erschaffen.

»Ach, ich weiß nicht«, sagte ich. »Mir hat's ganz gut gefallen.«

»Wir haben natürlich jemanden wie Wael, jemanden, der groß rausgekommen ist.«

»Ah ja?«, sagte ich.

»Natürlich nicht hier, sondern in Ägypten, in Dubai, du weißt schon. Aber das ist Popkultur, das ist eine andere Welt.«

»Waren wir in dem Theater, dessen Subventionen gestrichen wurden?«, fragte Haneen.

»Nein, das ist das andere«, antwortete Mariam. Sie sprach zu mir: »Das größere Theater hier hat ein Stück über einen politischen Gefangenen aufgeführt. Die Israelis haben das als Landesverrat eingestuft und kurzerhand die Subventionen gestrichen.«

Es dauerte, bis ich begriff, dass wir standen. Der

Motor lief, Mariam sah mit verschränkten Armen aus dem Seitenfenster. Die Wischer ruckelten über die Windschutzscheibe, quietschten vor und zurück.

»Da ist es«, sagte sie.

»Da ist was?«

Haneen drehte sich zu mir um und legte die Stirn in Falten. »Das Haus von Jiddo und Teta.«

»Oh.«

Ich wischte über die beschlagene Scheibe, von der außen die Tropfen abperlten. Im mattgrünen Schein einer Straßenlaterne war auf der anderen Straßenseite ein einzelnes Haus zu erkennen. Es war leicht nach hinten versetzt, der Kiesweg wirkte makellos. In der Mitte zogen sich Bogenfenster nach oben, unter dem tiefsten befand sich die Tür mit dem kleinen Portikus. Zwei Balkonreihen mit weißen, verschnörkelten, schmiedeeisernen Geländern. Im Geist stand ich auf dem oberen Balkon und hielt mich am Geländer fest, spürte das raue, schwarze Eisen unter den Fingern. In einem Zimmer im Obergeschoss ging Licht an, auf der Einfahrt stand ein kastanienbraunes SUV.

»Haneen meinte, du wolltest das Haus sehen«, sagte Mariam. Sie betätigte den Blinker, um in die Straße einzubiegen, musste aber erst den Gegenverkehr abwarten.

»Ja, wollte ich. Ja.«

Sie hielt vor dem Haus, der Blinker klackte weiter.

»Wer wohnt hier jetzt? Gehört das Auto Tante Rima?«

Meine Frage blieb unbeantwortet in der Luft hängen. Die Fenster anstarrend, wartete ich auf eine Gefühlsregung. Ich hatte mit Trauer gerechnet. Stattdessen beschlich mich müde Verzweiflung.

»O Gott«, sagte ich.

Im erleuchteten Fenster bewegte sich ein Schatten. Mariam legte den Rückwärtsgang ein und setzte auf die Straße zurück.

»Warum weiß ich nichts davon?«

»Wovon?«, fragte Mariam.

»Haneen?«

»Was denn?«

»Warum weiß ich nicht, dass das Haus verkauft wurde?«

Ich richtete die Worte an den Hinterkopf meiner Schwester, der im Spalt zwischen Sitz und Kopfstütze zu sehen war.

»Han?«

»Ich wollte nicht, dass Baba davon erfährt.« Sie drehte sich nicht um, ihr Gesicht lag im Schatten, es war, als spräche sie die letzten Worte in einem Mystery-Thriller. »Bitte sag's ihm nicht, ja?«

»Das Haus wurde als arabisch etikettiert«, meinte Mariam. »So erzielt man einen höheren Verkaufspreis.«

»Und wo sind sie jetzt?«, fragte ich.

»Nadia ist in Kanada«, sagte Haneen, »Rima und Jad leben im Westjordanland. Ich habe sie seit Jahren nicht mehr gesehen.«

»Und ihre Sachen?«, fragte ich. »Tetas und Jiddos – die Möbel, die Bücher. Haben sie alles mitgenommen?«

»Fast alles. Ich habe noch ein paar Kisten, ich kann sie dir zeigen.«

Unsere Großeltern starben, als ich siebenundzwanzig war. Jiddo bekam eine schwere Lungenentzündung, und nachdem er ins Krankenhaus gebracht worden war, legte sich Teta ins Bett und stand nie wieder auf. Als

klar war, dass Jiddo sich nicht mehr erholen würde, flogen wir nach Haifa. Als man Teta mitteilte, dass ihr Mann verstorben sei, sagte sie: Ich weiß. Zwischen beiden Beerdigungen lagen zehn Tage, sie wurden nebeneinander auf dem katholischen Friedhof bestattet. Teta und Jiddo waren ein mustergültiges Liebespaar gewesen. Ich zog sie gern damit auf, sie seien die absolute Ausnahme. Es war grausam von ihnen, einander so zu lieben, wir hatten das Gefühl, im Vergleich mit ihnen mangelhaft zu sein. Sie hatten Marco nie kennengelernt; ich war nie mit ihm nach Haifa gereist, und sie waren zu alt, um nach London zu fliegen. Im Jahr nach ihrem Tod heirateten wir. Das war eine Zäsur für mich, der Abschluss einer Lebensphase und der Auftakt einer neuen.

Eine knappe Woche nach Tetas Beerdigung begannen unsere Tanten, unseren Vater zum Verzicht auf seinen Anteil am Grundstück zu drängen. Er sei ja kaum da, meinten sie und fügten hinzu, er habe sein Geld schließlich im Ausland verdient und somit kein Anrecht auf das Haus, als könnten sie ihre Logik durch diese Absurdität zementieren. Daraufhin kam es zum Bruch. Er wollte mit dem Grundstück nichts mehr zu schaffen haben und sah davon ab, es seinen Schwestern heimzuzahlen, durchaus nobel, wie ich fand. Das Erdgeschoss ging an die jüngere Schwester, das Obergeschoss an die ältere, die schon seit Langem mit ihrem Mann dort wohnte. Am Ende verkauften sie das Haus. Und die Stimmung im Auto sagte mir, dass die neuen Eigentümer keine Araber waren.

Mariam hielt hinter Haneens Apartmenthaus. Sie küsste meine Schwester auf beide Wangen und reckte,

als diese ausstieg, eine Hand nach hinten. Nur unsere Fingerspitzen berührten sich, ihre Geste war selbstbewusst, meine dagegen unsicher.

»Bis bald, hm?« Sie zog ihre Hand zurück und klopfte auf die Kopfstütze des Beifahrersitzes. »Yalla.«

Die aufgezeichneten Stimmen klangen dumpf.

Ich werde es nicht mehr erleben, aber sollte es doch noch einen Palästinenserstaat geben, dann wird meine Seele erwachen.

»Mein Gott«, sagte ich. »Ist das Teta?«

»Hör einfach zu.« Haneen zeigte auf die kreisenden Spulen der Kassette.

Und wenn es hieße, es gebe einen Palästinenserstaat, und wenn es hieße, du, Sitt Aida, könntest dort leben, wenn du wolltest, was würdest du dann sagen?

»Onkel Jad«, flüsterte Haneen.

Ich würde dort nicht leben wollen. Wozu? Dies ist mein Haus. Warum sollte ich es verlassen?

Aber deine Seele wird erwachen.

Wiedererwachen.

»Wow«, sagte ich, »daran kann ich mich erinnern.«

»Du warst dabei?« Sie runzelte die Stirn.

Und du meinst, du wärst den Dafawim jetzt tiefer verbunden?

»Ja. Du doch sicher auch.«

»Nein.«

»Fast unheimlich.« Ich drückte die Stopptaste und öffnete das Kassettendeck mit den Fingernägeln.

»Vorsicht, pass auf, Vorsicht.«

»Da passiert schon nichts.« 1994 war mit Kugelschreiber auf dem kleinen Etikett auf einer der Kasset-

tenseiten notiert worden. »Hast du sie ganz gehört? Ich brauche einen Kaffee. Weißt du davon?«

»Sie lag in einer Kiste mit Sachen, die sie wegwerfen wollten. Hätte er davon gewusst, dann hätte er sie sicher behalten.« Haneen goss kochendes Wasser in die Pressstempelkanne, der Dampf wölkte im Sonnenlicht. »Wozu hat er das wohl aufgenommen?«

»Er hatte doch immer ein Projekt am Wickel. Hast du noch was gefunden?«

»Nein, das meiste war Müll. In meinem Büro habe ich Fotoalben, ich zeige sie dir. Ach, und weißt du was? Letzte Nacht habe ich geträumt, ich würde fliegen. Fällt mir gerade wieder ein.«

»Das bedeutet Sex, glaube ich. Oder gilt das für Schwimmen?«

Sie entließ einen angewiderten Ton. »Ich bin über Jerusalem geflogen.«

»Und ich habe geträumt«, erzählte ich, »ich hätte zwei Wellensittiche. Ich hatte keinen Schimmer, wie man sie versorgt, also ... also habe ich Brot unten in den Käfig gekrümelt, und der rote Wellensittich wurde darunter begraben und verschwand. Zur selben Zeit wurde eingebrochen, aber die Einbrecher ließen nichts mitgehen. Beim Eintreffen der Polizei habe ich den Vogel immer noch gesucht.«

»Ganz schön langweilig, die Träume anderer, hm?«, sagte Haneen gespielt angeödet. Ihr Handy brummte und vibrierte auf dem Tresen. Sie griff danach. »Hi, Darling. Halt mal, was sagst du?« Sie ging in ihr Schlafzimmer.

Ich tat viel Milch in den Kaffee und trug Becher, Rekorder und Kassette zu dem weichen Sofa, das vor dem